



Die Erbin des Bettlers.

Römische Skizze von Ant. Andrea.

(Nachdruck verboten.)

Er war zum Betteln geboren, der alte, verwachsene, kleine „Zio“*) Gianni, und er hatte seine Bestimmung redlich erfüllt. Ich weiß, wie sauer es ihm anfangs geworden; wie oft er das niedrige, mühselige Handwerk verwünscht; aber durch Gewohnheit und Übung wurde es ihm bald lieb und erwies sich einträglich genug.

In der Jugend begriff er freilich noch nicht die Nothwendigkeit des Erwerbs; da wälzte sich der kleine Taugenichts, dessen Gesamtoilette in einer zerlumpten Weste bestand, die ihm von der Schulter bis an die Knie reichte — den ganzen lieben Tag auf der Straße im Sonnenschein und schlug den Vorübergehenden den schönsten Purzelbaum, für einen Centesimo; gab man ihm keinen, so that er es umsonst, aus reiner Freude am Dasein.

Nun ist er indeß siebzig Jahre alt und gefezt und verständig geworden; er schätzt das Betteln als den einzigen Inhalt, den ganzen tiefen Ernst seines Lebens. Weder Regen, Sturm noch Hitze halten ihn ab, jeden Vormittag einen Ausflug nach der Piazza di Spagna zu unternehmen und so viel „zusammenzubringen“, wie Ghita zu einem Keller voll Maccaroni braucht, für sich und ihn; aber seine eigentliche Berufsthätigkeit fällt auf den Nachmittag, und das Feld für sie ist der Monte Pincio.

Mit dem Schläge drei sitzt der kleine Alte in der immergrünen Eichenallee, der Hauptstraße der Pincio-Promenade, und erst, wenn die letzte Equipage heimrollt, wenn der letzte Spaziergänger in dem Schatten der Dämmerung unsichtbar wird, humpelt er an seinem Stabe, der gerade so krumm ist, wie seine Beine, den bequemen Fahrweg hinunter, nach Hause — doch nie allein; ein bildhübsches junges Mädchen, anmuthig gekleidet, wie eine Bettlerin auf der Bühne, giebt ihm das Geleit: es ist Ghita, das Pflegekind des „Zio“ Gianni.

Sie weiß nicht, woher sie stammt, nicht wer ihre Eltern sind, selbst ihr Alter — oder besser ihre Jugend — muß man ihr von dem schönen, sanftgerundeten Gesichte lesen, aber sie erinnert sich ganz genau, daß sie sich irgendwo in der Dämmerung verlaufen, daß sie großen Hunger und eine ungeheure Furcht hatte, daß sie jämmerlich weinte, als der alte Bettler sie ansprach und mit sich nahm in seine Kammer unter der Stiege, um seine Brotrinde und seinen

Strohsack mit ihr zu theilen. Seitdem ist sie bei ihm geblieben, groß und hübsch geworden und liebt und pflegt ihn wie einen leiblichen Vater. Und Zio Gianni ist stolz auf sie; wenn sie an seiner Seite geht, spricht er Niemand um eine Gabe an — sie selber hat es nie thun dürfen: das ist der geheime, vornehme Zug im Gemüth des alten Bettlers!

Jeden Abend holt Ghita ihn vom Pincio ab, denn es war ihm einmal schlimm geworden, daß er fast am Wege liegen geblieben wäre; nun hat sie keine Ruhe, als bis er wieder zu Hause oder wenigstens bei ihr ist.

Wenn sie beim Anbruch der Dämmerung durch die lange Ripetta nach dem Monte Pincio geht, steht regelmäßig der schlanke Fazio, der Sohn des Kuchenbäckers, vor der Thür und schaut sie mit so blanken Augen an, daß ihr ganz heiß wird und sie die langen, glänzend schwarzen Wimpern senkt. Einmal rief er sie leise beim Namen, was sie veranlaßte, noch eiliger vorbeizugehen; ein anderes Mal sagte er laut und so eigen herzlich: „felice sera!“ zu ihr, worauf sie aus Höflichkeit mit dem Kopfe nicken mußte, obgleich ihr ganz bekommen zu Muth wurde, und neulich, als sie vorüberschritt, flog ihr eine frisch aufgeblühte Rose gerade vor die Füße. Sie hätte für ihr Leben gern sie aufgehoben, aber ging sie denn die Rose was an? Als sie mit dem Alten vom Pincio zurückkam, lag die Rose längst nicht mehr auf dem Straßenpflaster . . .

„Wißt ihr, Zio Gianni,“ sagte das junge Mädchen eines Morgens, als die Maisonnie verstohlen in die enge Gasse guckte, daß man es in der dumpfen Kellerwohnung merkte — „Ihr habt die Nacht recht unruhig geschlafen. Mir wurde ganz bange. Geht lieber heute nicht aus! Zu einer Suppe sind die Brotrinden im Schrank noch gut genug und morgen wird wieder Rath.“

„Daß ich ein Faulpelz wäre, Ghitina mia!“ entgegnete der Alte munter; „seit wann hätte sich der alte Gianni auf die Bärenhaut gelegt und noch zu einer Zeit, da Rom von Fremden überschwemmt wird, die eigens herkommen, um ihre Soldi unter brave Leute, wie unsereins, zu bringen? Laß' mich nur gehen! In der frischen Luft ist mir am wohlsten.“

Das Mädchen holte ihm seinen Stab aus der Ecke und hing ihm einen viel geflickten, aber sauber gewaschenen Beutel um den Hals; dann streichelte sie ihm die wie Pergament gelben und trockenen Wangen: „Die Madonna begleite Euch, Zio Gianni!“

*) Dattel.

„Er humpelte zur Thür hinaus; das Mädchen sah ihm durch die niedrige Fensterluke nach. Plötzlich zog sie schnell das Köpfschen herein; sie war glühend roth geworden und begann mit großer Hast in der armfeligen Stube aufzuräumen.

Aus dem Nachbarnshause war der junge Kuchenbäcker getreten, in einem schmucken, kurzen Sommerrock und der roth-punktirten Kravatte, die ihm so hübsch stand zu dem frischen Gesicht und dem niedlichen, schwarzen Schnurrbärtchen.

„Guten Morgen, Zio Gianni!“ redete er den Alten freundlich an, „ich habe drüben bei der Riazza zu thun; wenn es Euch recht ist, so gehen wir ein Stückchen zusammen.“

„Va bene!“ schmunzelte der Alte geschmeichelt, „nehmt Ihr an meinen Lumpen keinen Anstoß, Nachbar Fazio, so kann ich mir Euren feinen Rock wohl gefallen lassen. Wie geht das Geschäft? Gut?“

Der junge Mann nickte und schaute zerstreut die Straße entlang.

„Der Vater ist auf einige Tage nach Bologna gereist,“ sagte er, um nur ein Gespräch einzuleiten; „ich stehe inzwischen dem Geschäfte vor.“

„Hm, hm!“ machte der Alte nachdenklich und dann mit einem schnellen, scharfen Seitenblick auf den Burschen: „Ist es wahr Nachbar, daß Ihr bald eine junge Frau ins Haus führen werdet?“

Fazio wurde roth wie seine Kravatte.

„Der Vater besteht wohl darauf,“ entgegnete er befangen, „und es soll eine reiche sein — — Damit hat es jedoch gute Wege; mir liegt eine Andere im Sinne — die freilich Nichts hat, als ihre Schönheit und Rechtschaffenheit.“

„Per bacco!“ rief der Alte mit erheucheltem Erstaunen, „Ihr stimmt nicht mit Eurem Vater überein? Das ist nicht klug, figlio mio! Wie viel müßte denn wohl Eine haben, die Eurem Alten reich genug wäre?“

„Bah!“ rief der Bursche sichtbar peinlich berührt, „ich nehme Keine, die mir nicht gefällt, und hätte sie noch mehr als tausend Lire.“

„So, so! Also tausend Lire,“ zwinkerte der Bettler schlau mit den Augen, — „ist eine schöne Summe. Ich wollte, meine Ghita hätte sie!“ — —

„Die Ghita!“ fiel der junge Mann feurig ein, „die nähme ich, wenn es nach mir ginge, ohne einen Basen, gerade wie sie ist.“ Er stand still und seine Stimme dämpfend, fügte er hastig hinzu: „Ihr könnt es ihr sagen, Zio Gianni! Ich bin ihr von Herzen gut, und wenn sie wollte —“

— — „To, to!“ unterbrach ihn der Alte barsch, mit einem kleinen, böshaften Grinsen; „sie wird zwar meine Erbin, die Ghita, aber Euer Vater mag drum kein Bettlerkind zur Schwiegertochter. Addio!“ Er ließ Fazio stehen und bog so schnell es seine krummen Beine zuließen in die nächste Seitenstraße.

* * *

Eines Nachmittags fehlte in der Eichenallee auf dem Pincio der kleine, alte Bettler, und zwar aus guten Gründen: er lag zu Hause im Sterben.

Die Ghita wollte in der ersten Angst einen Arzt rufen, aber der Alte verbot es. Nun saß sie an seinem Bett, hielt bange seine dürre Hand umklammert und bewachte bei dem trüben Schein der Dellampe das geringste Zucken in seinen starren, fahlen Zügen.

Er hatte den ganzen Tag nichts genossen, obgleich auf dem wackligen Tisch eine Korbflasche mit Milch stand, und der junge Kuchenbäcker ein frisches, weißes Brot herübergeschickt hatte. Zio Gianni wollte sich nicht unnütz den Magen beschweren für die Fahrt ins Grab. Zwar mühte sich sein armes altes Herz noch wacker ab, ein paar lebensfähige Schläge zu thun, aber diese wurden immer schwerfälliger, immer matter, daß er wohl fühlte, wie bald sie völlig aufhören würden. Hin und wieder öffnete er die müden Augen und sah das Mädchen am Bette an, so recht gutmüthig und treu, wie ein alter sterbender Hund. Das Sprechen wurde

ihm am schwersten; so oft er auch die Lippen bewegte, brachte er doch nur immer drei Worte heraus:

„Ghita — meine — Erbin.“

Als aber zuletzt die Ghita ihre Thränen nicht mehr halten konnte, und eine von ihnen ihm ins Gesicht fiel, da machte er ihr ein Zeichen, daß sie sich herunterneigen sollte, und murmelte abgebrochen, kaum noch verständlich:

„Ghita mia, gräme Dich nicht! Du warst eine gute Tochter, bin ich — — auch ein guter Vater gewesen?“ —

„O, der allerbeste, lieber Zio Gianni!“ schluchzte das Mädchen.

„So, so! Ein guter Vater muß für sein Kind sorgen — — sparen, das habe ich gethan. Siehst Du, Kind, auch ein Bettler kann fleißig und sparsam sein! Hier — — unter meinem Kopfstissen — — fasse hin! Ich kann mich nicht mehr bewegen — — und es drückt — — so, so!“

Das Mädchen gehorchte und stieß mit der suchenden Hand auf ein hartes kleines Päckchen, in übelriechenden, halb verfaulten Lumpen.

„Bege — es — — auf die Decke!“, hauchte der Alte, „niedriger, Kind! Es drückt mir sonst die Brust . . . Siehst Du, meine Ghita, Du brauchst nicht zu hungern — — wenn Du keinen Mann magst — — aber Du sollst auch arbeiten — — Ghita mia! Nur ein Bißchen — — sonst kommen den Mädchen leicht böse Gedanken. So, so! Nun bete mir — — ein Avemaria und — — ein — — Paternoster.“ — —

Ein dumpfes Köcheln, ein paar schnelle Stöße, ein leises, unangenehmes Rasseln aus der Brust — dann kein Laut mehr.

„Vater!“ schrie Ghita ängstlich auf. Es war das erste Mal, daß sie ihm diesen Namen gab, aber er hörte es nicht, er hatte aufgehört zu leben, der alte, ehrliche Bettler . . .

Den Kopf auf den erkalteten Händen des Alten weinte Ghita; ein heftiger niegekannter Schmerz, ein Gefühl, schlimmer als der Hunger, bemächtigte sich ihrer: das Bewußtsein der Verlassenheit.

„Ich will auch sterben!“ schrie sie verzweifelt, „ich will sterben!“

„Warum, liebe Ghita?“ fragte es leise, traurig, und in der offenen Thür stand Fazio, einen Korb mit Gebäck in der Hand.

„Er ist todt!“ rief Ghita klagend.

Vorsichtig schloß der junge Mann die Thür und stellte den Korb auf den Tisch; dann näherte er sich schüchtern dem Mädchen, das weinend vor dem Bette auf den Knien lag.

„Betrübe Dich nicht so sehr, Ghita!“ sagte er sanft tröstend; „Du sollst nicht Noth leiden, nicht allein bleiben. Wenn Du nur willst, Ghita, dann sollst Du meine Frau werden.“

Sie erhob sich und legte die Hand in seine ausgestreckte Rechte.

„Du guter Fazio!“ flüsterte sie durch Thränen lächelnd, „das geht nicht. Dein Vater wird es nie zugeben; aber ich danke Dir recht von Herzen, daß Du so Gutes mit mir vorhattest. Es ist ein rechtes Unglück, daß ich arm bin! Ich habe zwar etwas von Zio Gianni geerbt, aber es graut mir es anzufassen. Nimm Du es lieber; ich gebe es Dir gern.“

Zögernd nahm Fazio das Lumpenpäckchen und wog es in der Hand. Das waren also die übriggebliebenen Soldi des Bettlers! Kupfer wiegt schwer. Er trat an den Tisch vor die Lampe und öffnete es.

„Madonna mia!“ rief er in höchster Ueberraschung: die Kupfer-Soldi waren blankes, schimmerndes Gold! Er warf das Päckchen auf den Tisch, daß es klirrte, und nun bemerkte er, daß darauf mit ungelentlicher Hand gemalt die Zahl 7000 stand.

„Ghita!“ sagte er nach einer Pause, bleich und niedergeschlagen, „das ist viel Geld; Du brauchst mich nun nicht mehr, denn Du bist so reich, daß Du zum Manne nehmen kannst, wen Du willst.“

„Was?“ stammelte das Mädchen athemlos, die großen, glänzenden Augen erwartungsvoll, zweifelnd auf den jungen Mann gerichtet.

„Du kannst ja jetzt nehmen, wen Du willst!“ wiederholte er so betrübt, als wäre er dem Weinen nahe.

„Dann, Fazio, dann nehme ich keinen Andern als Dich!“ weinte und lachte sie durcheinander.

Er hielt sie in den Armen. Er gab ihr tausend Schmeichelnamen und küßte ihr die Thränen fort, daß nur noch das Lächeln übrig blieb. So traten sie vor das Lager des stillen, alten Mannes.

„Nimm es uns nicht übel, lieber Vater Gianni!“ sagte Ghita und strich ihm lieblosend über die kalte Stirn; „nimm es uns nicht übel, daß wir so glücklich sind.“ — — —

Er schien ordentlich zu lächeln in seinem tiefen Todeschlummer — er nahm es gewiß nicht übel . . .

Die Getränke und deren Einfluß auf das Volkswohl.

Von Dr. Julius Lang.

(Nachdruck verboten.)

„Der Mensch macht's wohl eine kleine Weile ohne Speise, aber nicht zwei Tage ohne Trank.“ Dieser altbewährte physiologische Grundsatz enthält das A und O der Nahrung und läßt uns im Besonderen die Bedeutung der Getränke für die Oekonomie des menschlichen Körpers ahnen, ohne indessen dabei etwa den Jüngern der altholischen Heilslehre als Glaubenssatz dienen zu wollen. Die Getränke, im weitesten Sinne des Wortes aufgefaßt, sind das treibende Element, das verbindende und löbende Prinzip nicht nur für den einzelnen thierischen Organismus, sondern auch für die Gesamtheit der menschlichen Wesen, und wie erst die Flüssigkeitsaufnahme die Verdauungsfähigkeit des Einzelnen ermöglicht und, fortgesetzt, im Laufenden erhält, so hilft auch im gegenseitigen Anpassungs-Bestreben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft ein „guter Trunk“ über manche Klippen und Spizen leichter hinweg und schwierige soziale Probleme erscheinen im freundlicheren Lichte, wenn der „harte Bissen“ durch eine kleine Dosis „Sorgenbrecher“ verdaulicher gemacht wird. Schneller und kräftiger pulst unter dem Einfluß des flüssigen Elements das Leben des Einzelnen wie der menschlichen Gesellschaft. Indessen, ein zu Viel des Guten, und auch das trennende Prinzip kommt zur Geltung; dann lösen sich die Bande frommer Ehen und die Milch der frommen Denkart verandelt sich in gährenden Drachenblut.

Aber wie selbst in der köstlichsten Hülle allermodernen Schnittes nur ein nackter menschlicher Körper steckt, so ist die Grundlage aller Getränke, von der unschuldigen Milch an bis hinauf zu dem herzerhebendsten Champagner, das vielgeschmähte und doch unentbehrliche Wasser. Das lieblichste Aroma, das gaumenzügelndste „Naß“, das augenzückendste Farbenspiel — sie sind nichts als Dekorationen für einen Naturfern, den sie nur unvollkommen zu verhüllen vermögen, wie auch auf der sternbesätesten Brust der schmucklose Rock hindurchschimmert. So können wir denn mit Recht sagen, daß die Bedeutung der Getränke für unseren Körperhaushalt auf das Konto des Wassers zu setzen ist. Daran rütteln die Verächter dieses unscheinbaren Stoffes, von Luther an mit seinem „Wasser thut's freilich nicht“ bis herab zu dem Direktor des Fürstentheaters in Wien mit seinem „Nur la Wasser net“, vergebens. Vielmehr hat der Ausspruch jenes alten Philosophen Thales: Ariston men hydor, zu deutlich etwa: Wasser ist das halbe Leben, bis auf den heutigen Tag sich als zutreffend bewährt.

Worin aber besteht die so hohe Bedeutung des Wassers? Betrachten wir das Wesen desselben nur, soweit es als Getränk in Frage kommt, so sind die vielgestaltigen physikalischen und chemischen Prozesse im Körper nur durch Vermittlung des eingeführten Wassers möglich. Besteht doch der menschliche Körper fast aus 70 pCt. Wasser und selbst die härtesten Theile desselben enthalten davon noch weniger erhebliche Mengen, so die Knochen 10 pCt. und selbst der Zahnschmelz, der am Stahl Funken giebt, noch 0,2 pCt. Da der Mensch täglich im Durchschnitt etwa zwei Liter Wasser — durch die Athmung, durch Haut und Nieren — ausscheidet, so muß er dafür Ersatz schaffen, was aber nicht durch das Getränk allein geschieht, sondern auch durch die Nahrungsmittel, von denen die meisten außerst reich an Wasser sind, so z. B. Eihneri 70 pCt., Fleisch 50 pCt., Gemüse 80—90 pCt.

Noch in anderer Beziehung ist das Wasser von großer Wichtigkeit, indem es in Folge seines Gehaltes an Kalk- und Magnesiumsalze mithilft, den Bedarf unseres Knochengerüsts an diesen Stoffen zu decken. Daher erfüllt das abgekochte Wasser, wo diese Salze ausgefällt sind (Kesselftein), nur unvollkommen seinen Zweck. Ist nun der Verbrauch des Wassers stärker als die Zufuhr, so kündigt sich das durch das bekannte Gefühl des Durstes an, das durch Trockenheit des Schlundes entsteht. Daß das Trinkwasser gut sein muß, sei als selbstverständlich nur nebenher erwähnt. Von größerem Interesse ist die Frage nach dem Wann, Wie oft und Wie viel des Wassertrinkens. Hier gilt die einfache Regel: Trinke wann, wie oft und wie viel Du willst und — kannst; denn wer möchte wohl einen solch „neutralen“ Stoff in Uebermaß genießen! Nur unmittelbar vor, während und nach einer Mahlzeit sind größere Mengen zu widerrathen, weil die Verdauungssäfte zu stark verdünnt und dadurch in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt werden. Die Verhimmelung des „nackten Wassertrunks“ von Seiten einzelner Fanatiker ist indessen mit Vorbehalt aufzunehmen, indem es unendlich viele Wasserheue giebt, deren wasserfeindliche Gefinnung in der bekannten Zoellner'schen Komposition „Mit Wasser bleib mir ferne“ ihren Ausdruck gefunden hat und deren Gesundheit dennoch tadellos, deren Leben von hartnäckigster Dauer ist. Also: „Wasser, wer mag, Wein, wer's vermag!“

Dem Wasser in hygienischer Beziehung am nächsten stehend ist die Milch, die vor jenem noch das voraus hat, daß sie ein Nahrungsmittel par excellence und das einzige Nahrungsmittel ist,

das für sich allein vollständig zur Ernährung auszureichen vermag. Dafür liefern die Säuglinge den besten Beweis. Es giebt aber auch gewisse Volksstämme, die fast nur von Milch leben, so die Bauern in Schweden und Norwegen, die Bewohner Kurdistan's, die Beduinen Arabiens und Andere. Solch' idyllische Genügsamkeit für den modernen Kulturmenschen auch nur als nachahmenswerth zu bezeichnen, wäre Thorheit. Giebt es doch eine große Anzahl von Personen, die Milch überhaupt nicht „vertragen“, welche Behauptung oft ungläubigem Lächeln begegnet, indem Viele nicht begreifen können, wie dieses leichteste aller Nahrungsmittel beschwerlich werden könne. Der Käsestoff der Milch gerinnt aber im Magen zu größeren oder kleineren Klumpen, die zu ihrer Bewältigung eine rege Verdauungsfähigkeit erfordern. Nun ist aber ein zivilisirter Magen an stärkere Reizmittel gewöhnt, die milde und reislose Milch vermag ihn nicht zu hinreichender Thätigkeit anzuregen. Da dieser Uebelstand durch Zusatz von wenig Cognac oder durch gleichzeitigen Genuß von etwas trockenem Zwieback oder Brod meist gehoben wird, so sollte doch der Milch als Nahrungs- und Heilmittel eine größere Beachtung zugewandt werden, wie sie solche in der That voll und ganz verdient. Mit der Milch geht es indessen so, wie z. B. mit dem Wasser als Bademittel. Die Anbacht und der gläubige Sinn wird erst geweckt, wenn man in das Badewasser etwas Duftendes oder Farbiges hineinthut.

So sieht man denn auch Tausende jahraus, jahrein sich jenes abscheulich schmeckende Nebenprodukt der Käsebereitung, die Molken, hinunterwürgen und dies noch mit hoffnungsfreudigem Vertrauen auf die heilbringende Kraft dieses Getränkes, namentlich wenn es im „Nationalkostüm“ verabfolgt wird. Die vortreffliche Milch der Volkstank-Anstalten dürfte in der „Milchkur“ viel größeren Nutzen stiften. Nebenlich liegt die Sache bei dem Kumys, Pferdemiche, die in Schläuche gefüllt, von den Eingeborenen, den in der Steppe nomadisch lebenden Kirgisen, im Sattel reitend zur Gährung gebracht wird — ein mouffirendes Getränk, Milchwein, von Enthusiasten auch „donischer Champagner“ genannt. Ueber die Erfolge desselben als Heilmittel können die Kumysbehandlungen nur Mißmuthwerthes hervorbringen. Ein Gleiches gilt von dem jüngeren Better desselben, dem Kefir, d. i. Milch, die durch einen Pilz (Kefirpilz) in alkoholische Gährung versetzt wird. Beim ersten Auftauchen als „Stein der Weisen“ für Gesunde und Kranke mit Jauchzen begrüßt, haben sich die hochgehenden Wogen der Begeisterung allmählich gelegt. Heutzutage hat es den Nimbus eines Allerveltshilfsmittels abgestreift und sich bescheiden unter die anderen Nähr- und Heilmittel eingereiht. Von diesen dürfte es dann noch eins der besseren sein, sowohl hinsichtlich seines Wohlgeschmacks, als seiner leichten Verdaulichkeit, in welcher letzterer Hinsicht es der Milch überlegen ist, daher für bestimmte Fälle als ein gutes Ersatzmittel derselben gelten kann. Bei geschwächter Verdauung, bei Darmkatarrhen, wie überhaupt bei Personen, die durch irgend ein chronisches Leiden in der Ernährung stark heruntergekommen sind, thut es oft Wunder. Die allgemeine Einführung desselben als Volksnahrungsmittel und als Ersatz des Alkohols, wie das einige ideal angehauchte Stürmer erstreben, dürfte indessen frommer Wunsch bleiben.

Eine Mittelstufe zwischen den bisher erwähnten unschuldigen und den stärker erregenden Getränken, wie Kaffee, Thee und den Alkoholis, nimmt die Fleischbrühe ein. Dieselbe galt lange Zeit und gilt in Laienkreisen auch heute noch als ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die moderne Wissenschaft ist ihr aber hart zu Leibe gegangen und hat in den diesbezüglichen Anschauungen einen Umschlag radikalster Natur erzeugt. So äußert sich Virchow in der Abhandlung „Ueber Nahrungsmittel“ (in der bekannten Virchow und von Holzendorf's Sammlung erschienen): „Fleischbrühe ist weder an sich ein Nahrungsmittel, noch kräftig. Wenn man das ganze Fleisch kocht und davon Brühe bereitet, so macht man jenes zum großen Theil unverdaulich, ohne in der Brühe Ersatz zu finden.“ Der kürzlich verstorbene Sanitätsrath Ntemeyer sieht in seiner drastischen Weise in der Fleischbrühe nur „heißes, durftmachendes Salzwasser“, und in der Fleischsuppenesserei überhaupt nur „ge-wohnheitsmäßige Warmwasserschlürferei mit dem Löffel, an Nahrungshastigkeit wetteifernd mit der bekannten Hebel'schen Kieselsteinsuppe.“ In der That ist der Nährwerth der Fleischbrühe ein äußerst geringer, die Bedeutung derselben aber als Erregungs- und Genußmittel für Kranke und Gesunde immerhin eine so erhebliche, daß sie für gewisse Zwecke durch nichts Anderes zu ersetzen ist.

Kommen wir nun zu den eigentlichen Genuß- und Trostmitteln, so steht obenan der Kaffee, jenes nervenerregende, in Palast und Hütte gleich hochgeschätzte Getränk, ohne welches das moderne Zeitalter nicht mehr bestehen zu können vermeint; in der That schon eine gelinde „Sucht“, ein schwacher Abglanz ihrer großen Schwestern,

Morphinismus, Cocainismus, Antipyrinismus — — Coffeinismus! Denn wer vermöchte ohne den gewohnten Morgentrunke an die Tagesarbeit zu gehen und wessen Lebensgeister sehnen sich nicht nach der Auffrischung durch den Nachmittagsmokka! Und fehlt einmal das gewohnte Labjal, so stellen sich Mühsamkeit und Unbehagen ein — Abstinenzerscheinungen, wie, nur in verstärktem Grade, auch der Morphinist sie zeigt, dem die geliebte Spritze entzogen wird. Da der wirksame Bestandtheil des Kaffees, das Coffein oder Thein, ein Gift ist, so kann, theoretisch betrachtet, die gewohnheitsmäßige Einnahme desselben auf den menschlichen Organismus nicht ohne Einfluß bleiben. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß der Kaffeegenuß unschädlich ist, solange ihm in mäßiger Weise, zur rechten Zeit und in gesundheitszuträglicher Form gebuldet wird: Morgens und etwa noch Nachmittags eine Tasse, aber unter Milchzusatz und je nach Geschmack mit oder ohne Zucker. Der Kaffee, unmittelbar nach der Mahlzeit genommen, vertreibt zwar die Müdigkeit, verzögert aber die Verdauung, wie jeder, der auf sich zu achten gewohnt ist, bestätigen muß. Am Abend genossen, vercheucht er den Schlaf und die Nachtkafes sind die Bildungsstätten habitueller Schlaflosigkeit. Im Uebrigen aber gehen die Ansichten auch der Fachgelehrten über die physiologische Bedeutung des Kaffees noch weit auseinander; immerhin dürfte Talleyrand nur zum Theil Recht haben mit seiner Behauptung, daß „der Kaffee heiß wie die Hölle, schwarz wie der Teufel, rein wie ein Engel und süß wie die Liebe sein muß.“

Analog dem Kaffee verhält sich der Thee. Der wirksame Bestandtheil ist in beiden derselbe und die Wahl zwischen beiden ist daher reine Geschmackssache. Cacao und Chocolate verbinden mit der erregenden Wirkung noch einen hohen Nährwerth, so daß sie vorzügliche Nahrungsmittel darstellen.

Von einem ganz anderen Standpunkte sind die alkoholischen Getränke anzusehen. Nicht liegt es in meiner Absicht, dieses Gebiet als „soziale Frage“ abzuhandeln. Vielmehr seien hier nur die Punkte hervorgehoben, die für das alltägliche Leben von Bedeutung sind. Im Allgemeinen ist der mäßige Genuß von Alkohol ein wohlthätiges Erregungsmittel der Verdauung, des Herzens und des Nervensystems, auch als Triebfeder der Geselligkeit nicht zu unterschätzen. Die verschiedenen praktischen Anwendungsformen dieses Grundstoffes zeigen indessen in ihrer Wirkung auf den Menschen kein gleiches Verhalten. Das Bier, das sich allmählich zum allge-

meinen Volksgetränk aufgeschwungen hat, enthält noch am meisten wirkliche Nährstoffe, und ist, die gute Beschaffenheit vorausgesetzt und in mäßigen Mengen genossen, für Gesunde, wie für Schwächliche ein gleich gutes Nähr- und Stärkungsmittel. Der übliche Massenkonsum aber, nach dem Rezept des Abgeordneten Meyer-Breslau: „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt,“ kann nur schädlich wirken, hauptsächlich dadurch, daß das Nahrungsbedürfnis herabgesetzt wird und damit dann die Ernährungsverhältnisse des Körpers beeinträchtigt werden. Der Alkohol kommt indessen im Bier, weil in zu geringen Mengen vorhanden (bis 4 pCt.), nur wenig in Betracht.

Noch weniger im Wein, dessen „herzerfreuende“ Wirkung den flüchtigen Bestandtheilen (Denanthäther) zugeschrieben werden muß. Da dieselben in den besseren Weinsorten wirklich edler Natur sind, so erklärt dies hinreichend die Thatsache, daß im Allgemeinen der Wein, auch in größeren Mengen genossen, weniger üble Neben- und Nachwirkungen zeigt, als die anderen Alkoholika. Nichtsdestoweniger kann hier ein Uebermaß ebenfalls schlimme Folgen haben, und auch vom ethischen Standpunkte aus behält Mirza-Schaffy Recht, wenn er singt: „Der ist nicht werth des Weines, der ihn wie Wasser trinkt.“

Das größte Unheil stiftet natürlich der Branntwein, dessen hoher Alkoholgehalt (bis 85 pCt.) voll und ganz zur Geltung kommt. Und nicht allein trifft's den „Schnapsbruder vom Fach“, dessen bekanntes Schicksal zu augenfällig ist. Auch der vornehme Schnaps-trinker, der regelmäßig zum Frühstück, „Schweinevesper“ u. seine ein bis zwei Liquörchen „genehmigt“, er verfällt nicht minder sicher, wenn auch langsamer den zerstörenden Einflüssen des Alkohols, die vorzugsweise als Magen- und Hirnleiden zu Tage treten. Daß auch hier widerstandsträchtige Ausnahmen vorkommen, ist selbstverständlich, wie den Getränken gegenüber überhaupt die Naturen sich äußerst verschieden verhalten, so daß allgemeingiltige Regeln hier sich noch weniger aufstellen lassen, als in der Nahrungsmittelfrage. Pedanterie und Unduldsamkeit sind daher hier ebensowenig am Platz: wie auf anderen Gebieten menschlicher Irrungen, und ob Wasser- oder Milchfanatiker, ob Verehrer des Gersten- oder Rebensaftes — jeder mag nach seiner Façon selig werden. Indessen
Sucht Ihr Wahrheit, frisch zum Glas,
Denn in vino veritas!

Heiteres.

Billiger Erwerb. Direktor einer „Schmiere“: „Soeben habe ich wieder zwei neue Stücke zur Aufführung für mein Theater erworben.“

Herr: „So? Von wem denn?“

Direktor: „Von einem gewissen Shafespe are.“

* * *

Heimgegeben. Wirth: „Wie! Sie meinen, den Wein mache ich selbst?“

Gast: „Mag sein, daß ich mich irre. Denn so sauer kann man ihn, glaub' ich, nicht künstlich herstellen.“

* * *

Einfache Abhilfe. Dame (alt und häßlich): „Schaffner, bitte, sorgen Sie doch gefälligst dafür, daß kein Herr in das Coupee hier steigt!“

Schaffner: „Blicken Sie nur zum Fenster heraus, dann bleiben Sie sicher verschont.“

* * *

Im Gerichtssaal. Vorsitzender: „Erklären Sie mir, Angeklagter, wie Sie es ermöglicht haben, einen Geldschrank im Gewicht von 300 Kilogramm aus dem Bureau fortzuschaffen?“

Angeklagter: „Herr Gerichtshof, es ist ganz überflüssig, Ihnen das zu erklären, denn nachmachen wird mir's Keiner von Ihnen.“

* * *

Frühling.

Die lindenden Lüfte sind erwacht? —

Es friert und schneit bei Tag und Nacht, —

Wie soll das nur noch enden?

Der Sturmwind kommt vom Mittagsmeer, —

Ach, lieber Südwind, blas noch mehr —

Bald muß sich alles, alles wenden!

* * *

Beitrag zur Hofetikette. Einer unserer Kleinfürsten tritt unerwartet in den Kreis seiner Kavaliere, die sich am Kartenspiel vergnügen.

„Was spielen Sie denn da?“ fragt der Fürst einen allzu höflichen Kammerjunker und dieser antwortet:

„Meine Tante und Euer Durchlaucht Tante.“

In einem pariser Auskunfts-Bureau erklärt ein Herr „Ich wünsche nach Moskau zu reisen.“

Beamter: „Zu Pferde, zu Fuß oder zu Stelzen.“

* * *

Beim Mechanikus. Ein Käufer: „Herr Müller, neulich habe ich bei Ihnen ein Thermometer gekauft, der nicht in Ordnung ist. Er zeigt nie mehr als 10 Grad. Was soll ich da thun?“

Mechanikus: „Heizen Sie mehr ein!“

* * *

Verschnappt. Baron Pumpwitz hat sich mit der Tochter eines reichen Kommerzienrats verlobt und seine Braut fragt ihn, die Verlobungsarten betrachtend:

„Wie gefällt Dir mein Vorname Hulda?“

„Ah, famos, schwärme für den Namen. Die Zofe meiner Tante heißt auch so.“

* * *

Ein Vorzug. A.: „Was soll denn dein Sohn werden?“

B.: „Ich lasse ihn Staatsbeamter werden. So ein Staatsbeamter hat zwar nichts — aber er hat's sicher.“

* * *

Ein Renommist. „Ja, ja, Leute, voriges Jahr war ich sehr krank!“

„Was hast Du denn gehabt?“

„Gehirnentzündung!“

„Aber, Mensch, renommir' doch nicht so!“

* * *

Riesengröße. Fröhchen: „Aber Tantchen, Du bist ja gar nicht so groß, daß Du bis zum Schornstein reichst.“

Tante: „Wieso denn, Kind?“

Fröhchen: „Ja, Papa meinte neulich, das Geld, das Du ihm geborgt hast, könntest Du in den Schornstein schreiben.“